

ANDREAS VARNAI

VENISTI, VIDISTI, AVDISTI

GEKOMMEN BIST DU, GESEHEN HAST DU, GEHÖRT HAST DU

MEINE RUMÄNISCHEN JAHRE

Fortsetzung

1945. Wer hat überlebt?

Das Kino erlebte seine Wiedergeburt, es wurden viele neue eröffnet. Die Zeit der deutschen und italienischen Filme war vorbei. Neue Filme gab es noch keine, aber die Lager der Filmverleiher waren voll mit alten amerikanischen Filmen aus der Vorkriegszeit. Die Rote Armee besuchte die Kinos auch, vor allem wenn Western – wir nannten sie Cowboyfilme – liefen. Sie haben so etwas noch nie gesehen. Ich saß im Kinosaal, es lief gerade ein Western, Russen in der ersten Reihe unterhielten sich lautstark mit ihren Kameraden aus der letzten Reihe über die Köpfe der Zuschauer hinweg. Das war zwar ärgerlich, doch, man muss es zugeben, irgendwie auch unterhaltsam. Als aber die Aktion auf der Leinwand immer wilder wurde, konnten sich unsere Helden nicht mehr beherrschen und begleiteten die Schießerei der Indianer mit ihren Maschinenpistolen. Der ganze Saal verschwand plötzlich unter den Sitzen.

Sonst war ich vollbeschäftigt. Ich lernte Sprachen und übte munter weiter am Klavier. Irgendwann haben wir, mein Freund Friedmann und ich, beschlossen, unsere musikalische Bildung zu vertiefen und fingen an Harmonielehre in Privatunterricht, bei unserem Musiklehrer Eizikovits zu studieren. Statt Politisieren, benutzte ich meine freie Zeit zum Lesen; ich las damals viel.

Es wurde Frühling, es war März oder April, da klingelte das Telefon. Es war Magda Steiner aus Großwardein: „Pisti ist da!“

Magda, als eine der sehr wenigen Überlebenden in Großwardein, ging fast jeden Tag zum Bahnhof die Züge beobachten, ob sie einen Heimkehrer erkennen würde. Sie hat Pistis nicht erkannt, das war in seinem Zustand auch nicht möglich. Er hat sie erkannt. Als er vom Zug hinunterstieg, war er schon vorher in monatelanger ärztlicher Behandlung der Sowjets in Auschwitz, aber vom normalen menschlichen Aussehen und gesundheitlichem Zustand noch immer weit entfernt. Man steckte ihn ins jüdische Krankenhaus zur Weiterbehandlung, sie wussten schon, wie man in solchen Fällen umzugehen hat. Pistis erzählte nicht viel. Er war die ganze Zeit in Auschwitz, im Vernichtungslager Birkenau, am Anfang mit Péter zusammen. Den hat man

irgendwann, bei Evakuierung des Lagers, nach Mauthausen abtransportiert. Er blieb alleine, krank, völlig erschöpft, kaum noch bewegungsfähig, und war einer der knapp dreitausend Menschen, die bei der Befreiung des Lagers durch die Rote Armee, am siebenundzwanzigsten Januar, noch am Leben waren. Nach seinen eigenen Worten: „Als die Russen kamen, lag ich auf der Pritsche in meiner eigenen Scheiße und konnte mich nicht bewegen.“

Etwa vierzig Jahre später entdeckte Pisti in einem Buch in Montreal, mit Bildmaterial über die Befreiung von Auschwitz, ein Foto von einem der Häftlinge, aufgenommen von den Sowjets, um deren Zustand zu dokumentieren. Auf diesem Foto erkannte er sich selbst, durch die Identifizierung der eintätowierten Häftlingsnummer, die er bis zu seinem Tod am Unterarm trug.

Sobald die Nachricht über Pistis Ankunft eintraf, ist mein Vater mit Marinka und Ferkó nach Großwardein gefahren und sich um ihn gekümmert. Er mietete ein Weingut auf dem Weinberg oberhalb der Lungenklinik hinter dem Bahnhof; da verbrachte die Familie in gesunder frischer Luft die warme Jahreszeit. Aus der Stadtwohnung von Böske mussten noch einige ungebetene Gäste herauskomplimentiert werden. Wir lebten in der Hoffnung, dass noch andere wiederkehren würden; auf dem Weingut hätte man viele Leute unterbringen können. Ich wollte auch hin, konnte aber nicht, hatte eine Vereinbarung mit meiner Mutter, ich sollte die Schulferien abwarten. Wieso ich diese Vereinbarung eingehalten habe, bleibt für mich noch immer ein Rätsel.

Es war Frühling und wir feierten zum ersten Mal einen freien ersten Mai in unserem Leben. Es war ein großes Fest mit riesigem Aufmarsch. Alle waren da: die Schulen, die Betriebe, die Bahn, die Sportler, Gott und die Welt. Wir waren alle patriotisch, alle königstreu. Nur alle ein bisschen anders. Die Rechte, hauptsächlich die Rumänen, vor allem das staatliche rumänische Gymnasium, skandierte „Regele și Patria (der König und das Vaterland), die Linke, das waren überwiegend die Minderheiten, und selbstverständlich das jüdische Gymnasium, skandierte „Regele Poporului“ (der König des Volkes). Der Aufmarsch wurde von einer Gruppe jugoslawischen Partisanen eröffnet, die als allseits bewunderte Helden galten. Jugoslawien war in der Nachbarschaft, Jugoslawien hat sich selbst befreit, und dank seiner, von Tito geführten kommunistischen Partisanenarmee, hatte Jugoslawien schon jetzt eine kommunistische Regierung. Jugoslawien war für uns ein Vorbild. Die Serben galten damals bei den Kommunisten als besonders zuverlässig, viele von ihnen bekleideten Führungspositionen in der Partei. Ich kannte einige persönlich durch meine Aktivität in der Bewegung, lauter nette, sympathische junge Männer. Einer dieser jungen, netten, sympathischen Männer hat uns einige Jahre später aus der Wohnung geworfen, und erklärte in einem netten, sympathischen Ton, dass er persönlich das gar nicht möchte, aber seine Position erfordere es sich ausgerechnet unsere Wohnung zuzulegen. Das werde ich doch verstehen. Oder?

Eine Woche später war dann endgültig Schluss. Am achten Mai ging der Krieg zu Ende, nachdem Berlin gefallen war, Himmler in britische Gefangenschaft geriet und sich umbrachte, nachdem Hitler mit seiner Eva, Goebbels mit Frau und sechs Kindern, Selbstmord begangen. Der lange Albtraum ging damit zu Ende, wir waren zwar erleichtert, aber doch nicht entspannt, uns war es bange um unsere Familienangehörige.

Der Zweite Weltkrieg war für uns beendet, Deutschland besiegt und zerstört. Das Ausmaß der Zerstörungen war noch nicht bekannt, aber wir wussten schon, welche Schäden Luftangriffe

auf deutsche Städte verursachten, wir wussten, wie Budapest nach den Straßenkämpfen aussah. Menschenmillionen waren obdachlos, irrten ziel- und heimatlos auf den Straßen Europas herum. Die Bilder der Zerstörung waren mir aus der Wochenschau bekannt, aber wir, wir in Rumänien, und vor allem in Temesvar, haben am eigenen Leibe all das nicht erlebt. Für uns endete der Krieg nicht im Mai 1945, sondern schon im August 1944. Mit Rumäniens Austritt aus dem Krieg nahm die große Angst, das Bangen ums eigene Überleben ein Ende – wir persönlich waren gerettet. Für uns hörten die Kämpfe auf, und alles, was seitens der Roten Armee folgte, waren nur Lappalien in Vergleich zu dem was uns hätte passieren können. Sie ermordeten uns nicht, sie jagten uns nicht, sie drohten unserem Leben nicht, sie machten nur die Stadt unsicher, manche raubten, plünderten, drangsalierten, meistens im alkoholisierten Zustand. Das war aber nicht so wichtig. Wichtig war, die Deutschen waren weg und wir sind am Leben geblieben. Wir gehörten in diesem gequälten, geschändeten, in den Todesgräb getriebenen Europa zu den wenigen Juden die überlebten. Nennt sich das Wunder?

Im allgemeinen Sprachgebrauch kam der Begriff Nazi selten vor, unsere Feinde, unsere Peiniger waren die Deutschen, sie waren alle infiziert. Ich hasste sie, ich wollte sie hassen. Ich hatte noch die grinsenden Gesichter der deutschen Jungs vor den Augen, als sie uns in den verdunkelten Straßen mit Hetzparolen jagten, um uns zu verprügeln, ich sah die Leute in ihren Läden vor ihren „Juden unerwünscht“ Schildern, ich sah die Schwabenburschen in ihren schwarzen SS Uniformen, ich wusste inzwischen ziemlich genau, was im Getto von Großwardein und in den Straßen von Budapest geschehen war, was sie den Menschen, die ich so liebte, angetan haben. Es hat lange gedauert, diese Verallgemeinerung zu verdauen und sich über Deutsche und Deutschland, eine differenzierte, nüchterne Meinung zu bilden. Die Kinder der Familie Kappler im Előre waren meine Freunde, Herr Rabong hat uns in der schwierigsten Zeit eine Wohnung vermietet, diese Welt, wie die Welt im Allgemeinen war weder weiß, noch schwarz, sie war, wie sie schon immer war - schwach und widersprüchlich, wie die Menschen, die sie bevölkerten. Ich spürte auch den in mir aufkeimenden Hass gegen die Ungarn, die Mörder und Peiniger meiner Familie, die mir in dieser brutalen Form zur Kenntnis brachten, dass ich, trotz meiner Gefühle, nicht zu ihnen gehöre. Dieser Tritt in den Hintern, mit dem ich aus meiner ungarischen Träumerei drastisch in die hässliche, nüchterne Realität gefördert wurde, tat weh.

Irgendwann begann mich die Frage zu quälen, wären wir anders gewesen, vorausgesetzt, hätte man uns ermöglicht, eine ähnliche Rolle zu spielen? Hätte uns unsere Tradition davor wirklich bewahren können?

Die Stadt hat den Krieg relativ gut überstanden, der Bahnhof und Umgebung wurden durch Luftangriffe zerstört, es gab hie und da auch einige Gebäudelücken, aber im Großen und Ganzen hat sich ihr Gesicht nicht geändert.

Ganz Europa hungerte, wir hungerten nicht. Wir gehörten zu den Glücklichen, zu den Auserwählten. Wir sind heil am Leben geblieben, die meisten unversehrt, die jüdische Gemeinde in Temesvar blieb intakt, hat kaum Mitglieder verloren, und das Wichtigste - die Schule funktionierte.

Wir waren gut versorgt, Budapest hungerte. Nach der Befreiung der Stadt, im Laufe des Jahres 1945 kamen viele Leute nach Siebenbürgen, Sportler, Schauspieler, einige für kürzere, andere für längere Zeit. Auch der bekannte ungarische Kabarettist Béla Salamon, der ursprünglich auch aus der Gegend von Komádi stammte und mit Vater bekannt war, kam nach Temesvar, und hatte einige Auftritte. Hauptsächlich aber kam er, um sich satt zu essen. Es kam auch eine kleine Theatertruppe, eigentlich nicht viel mehr als eine Schauspielerfamilie nach Großwardein. Später zogen sie weiter nach Neumarkt, um dort in den folgenden Jahren die Grundlage des besten ungarischsprachigen Theaters in Rumänien zu legen. Das Leben, das im letzten September endlich wieder erwachte, blühte jetzt richtig auf.

Das Schuljahr ging zu Ende, ich habe es, unter den gegebenen Umständen, erfolgreich überstanden. Jetzt fuhr ich endlich nach Großwardein.

Am Bahnhof wartete Marta auf mich.

Wir sind gar nicht in die Stadt gegangen, wir überquerten direkt die Bahngleise, um auf den Weinberg zu klettern, zu dem Weingut, wo die Familie wohnte. Ich war, nach über vier Jahren, zum ersten Mal wieder in meiner Geburtsstadt angekommen, ich schaute mir jede neue Kleinigkeit genau an. Es fiel mir auf, dass die runden Beschwerden der Weichen in ungarischen Nationalfarben gestrichen und mit der Aufschrift „Königreich Ungarn“ versehen waren. Daraufhin machte ich die Bemerkung: „Schau mal, sie waren nur vier Jahre hier, aber sich so eingerichtet, als ob es für die Ewigkeit wäre, sie haben sogar die Weichen ausgewechselt.“

Ich dachte, ich spräche leise, aber jemand hat mich doch gehört. Es kam mit einer hasserfüllten kreischenden Frauenstimme zurück: „Wenn es dir nicht gefällt, wieso sprichst du ungarisch?“ Das war meine erste Begegnung mit dem neuen, ungarischen, judenfreien Großwardein.

Oben angekommen traf ich endlich Pisti. Es war ein stilles Wiedersehen, eine Umarmung mit Tränen.

Das nördliche Siebenbürgen hatte noch keinen geregelten Status. Zu Ungarn gehörte es nicht mehr, zu Rumänien noch nicht. Idealzustand, wie es die Juden in Großwardein sich schon immer wünschten, aber leider nicht mehr erlebten: Die Ungarn waren weg und die Rumänen noch nicht da. Bevor der endgültige Friedensvertrag die Zugehörigkeit regelte, war es aber schon klar, dass es rumänisch wird.

Als die Nächste nach Pisti, ist Böske, Péters Mutter eingetroffen. Sie hat Auschwitz überlebt, und ist nach abenteuerlichen Irrwegen nach Hause gelangt. Die Familie auf dem Weingut bestand jetzt aus fünf Personen. Marinka, Böske, Éva, Ferkó, Pisti. Ich gesellte mich als Sechster dazu. Wir führten dort ein relativ angenehmes Leben. Pisti und Böske erholten sich jetzt sehr schnell, wir genossen das schöne Wetter und die angenehme Umgebung. Entweder lungerten wir in der Stadt, oder hatten Besuch von Freunden auf unserem Berg. Die Geschwister Steiner waren so gut wie immer da, gehörten sozusagen zur Familie. Unser Freundeskreis bestand aus Überlebenden, Jungs und Mädchen zwischen fünfzehn und zwanzig. Es waren nicht viele, es waren aber fast alle die nach Großwardein zurückgekehrt sind. Einer von ihnen – Snifi Sonnenfeld

– überlebte durch Glück. Sein Vater und sein Onkel waren beide Drucker, besaßen die größte Druckerei in der Stadt. Eines Tages, erzählte Snifi, holte man sie aus dem Lager in Birkenau und man brachte sie, zusammen mit anderen Häftlingen aus der Druckerbranche, in ein anderes Lager – nach Sachsenhausen - um Pfundnoten zu fälschen. Laut Snifis Erzählung waren die Banknoten täuschend echt, erstklassige Arbeit. Die Deutschen wollten auch Dollarnoten fälschen, ist es ihnen aber nicht gelungen, sie schafften angeblich die erforderliche Papierqualität nicht. Auf dieser Weise hat er überlebt.

Das Gespräch drehte sich meistens um die Frage, wer noch überlebt haben könnte.

„Der hat den, angeblich da und da, gesehen - von dem hätte man gehört, dass er in April noch am Leben war - der hat mit Sicherheit nicht überlebt, als man ihn zuletzt sah, war er in sehr schlechter Verfassung.“

Eines Tages hörten wir ein Gerücht – Péter sei am Leben! Man hat ihn gesehen. Das Gerücht wurde von so vielen Seiten bestätigt, dass es fast zur Sicherheit wurde. Böske und Ferkó zogen los im kriegszerstörten Europa, nach Péter zu suchen. Sie haben Zigarettenstangen auf die Reise mitgenommen, außer Goldmünzen waren sie die einzige harte Währung in der damaligen Zeit. Kaum waren sie fort, traf einige Tage später Péter ein. Er war in Begleitung von Sanyi Österreicher, ein junger robuster Mann, sein Schutzengel, der die ganze Zeit auf ihn aufpasste, sich um ihn kümmerte, dem er sein Leben verdankte. Sie waren zusammen in Mauthausen, man hatte sie aus Auschwitz dahingetrieben, dort haben die Amerikaner sie befreit. Marinka nahm ihn unter ihre Fittiche, die frische Luft und das gute Essen taten Wunder, er hat sich schnell erholt. Selbstverständlich haben wir Sanyi auch dabehalten, er wurde zum Familienmitglied, so zahlreich waren wir nicht mehr.

Pisti und Péter haben selten über ihre Erlebnisse gesprochen. Sie erzählten nicht viel, und wenn sie erzählten, dann in einem sachlichen, nüchternen Ton, ohne großen Emotionen. Nicht, dass es ihnen peinlich war, sie haben die Ungeheuerlichkeit dessen was sie erlebt haben noch nicht richtig erfasst. Der Prozess der Aufarbeitung stand ihnen noch bevor. Manchmal kamen bruchstückhafte Erinnerungen herüber, von der Selektion an der Rampe - links die Lebenden, rechts die Toten - wie sie plötzlich unter Wildfremden auf sich alleine gestellt befanden - vom Krematorium, vom allmorgendlichen Appell in Kälte und Dreck, von den überfüllten Baracken, von der Wachmannschaft der SS mit ihren Hunden, vom ewigen, jede menschliche Regung beherrschenden Hunger, von dem großen, alles überstrahlenden Glück ein Stück Brot, oder eine Kartoffelschale zu ergattern. Und von dem Tod, immer wieder dem Tod. Eine Gestalt tauchte immer wieder in ihren spärlichen Erzählungen auf, der Leibhaftige, der Teufel: Dr. Mengele.

Die wenigsten hörten zu, für sie waren diese Dinge wohl bekannt, wollten sie nicht erneut durchleben.

In diesen vier Jahren der Trennung durch die willkürlich gezogene Grenze, eine halbe Ewigkeit im Leben eines elf bis Fünfzehnjährigen, verflüchtigte sich meine Familie, die früher alltäglicher Bestandteil meines Lebens war, ins Reich der Träume und des Irrealen. Nach so langer Zeit habe ich sie nicht mehr in meiner unmittelbaren Nähe gefühlt und ich weiß nicht, ob das meinen Sinn für die furchtbare Realität beeinflusste. An dieser Stelle klaffte eine große Lücke,

sie gehörte, wie so manches, in die große Rumpelkammer der Verdrängung. Da stand ich vor einem Trümmerhaufen, dessen Ausmaße ich nicht verstand, nicht überblicken konnte. Ich habe das alles nicht Selbst erlebt, ich war ja nicht dabei.

Wieso haben sie uns das angetan? Die Frage habe ich damals so nicht gestellt, ich habe überhaupt keine Frage gestellt, ich hatte keine Frage, die ich stellen konnte. Mitten der allgemeinen Traumatisierung war das nicht möglich. Wir hatten keinen Überblick auf die Tragödie, Begriffe wie Holocaust oder Schoah existierten nicht. Der Trauerprozess hat noch nicht angefangen, man spürte einerseits einen tiefen Schmerz am Verlust der nächsten Angehörigen, andererseits versuchte man in dem Leben, das einem geschenkt vorkam, sich zurechtzufinden. Wir waren jung, wir freuten uns des Lebens, das uns geschenkt wurde, wir wollten und konnten nicht lange trauern. Wir wussten vieles nicht davon, was wir heute wissen und was uns heute als selbstverständlich vorkommt. Sogar Israel, der Staat der Juden, der damals noch in seinen Geburtswehen lag, hat seine Zeit gebraucht, um außer seinem Selbstverständnis als Heimat der Pioniere, die mit dem Spaten in der einen und dem Gewehr in der anderen Hand den Staat gründeten, auch gleichzeitig Heimstätte der elenden Gestalten zu werden, die, des Vaters, der Mutter, den Kindern beraubt, als kümmerliche Überbleibsel des europäischen Judentums in der Welt herumirrten und verzweifelt nach einer Heimat, nach Geborgenheit, nach Hilfe suchten. Es war nicht selbstverständlich das alles auf Anhieb zu verstehen.

Viele, sehr viele Jahre später, als diese Ereignisse ihren Weg in die Welt meiner Träume fanden, um sich dort für längere Zeit einzunisten, (wahrscheinlich ein Zeichen dafür, dass ich allmählich reifer wurde, und mich begann im Unterbewusstsein mit all dem auseinanderzusetzen), tauchte immer wieder ein Albtraumbild auf - Großmutter, mit ihren schmerzenden Beinen, die ihr nicht mehr erlaubten den ganzen Tag in der Küche zu stehen, Großmutter, die so angenehm nach Gebäck roch, nackt in einem dunklen Raum, zusammengepfert mit schreienden, jammernden, konturlosen, verschwommenen Gestalten, mit aufgerissenen Augen, die Decke anstarrend.

Pisti hat fast vierzig Jahre gebraucht, um all das zu verdauen. Im letzten Jahrzehnt seines allzu kurzen Lebens wurde die Beschäftigung mit dem Thema zu einem seiner wichtigsten Lebensaufgaben, er ist Vorsitzender des Holocaustkomitees in Montreal geworden und hielt Vorträge über Dinge, für die es eigentlich keine Worte gab. Péter hat es nicht geschafft. Er hat in Brasilien geheiratet und mit seiner Frau nach Israel gezogen, wo er 1955 unerwartet verstarb. Somit gehörte er zu den späten Toten von Auschwitz, der eine Galgenfrist von nur zehn Jahren erhielt.

Die Zeit verging, wir warteten und warteten - vergebens, es kam niemand mehr. Es kamen nur die schlimmen Nachrichten - Iván ist in Balf, nahe der österreichischen Grenze, kurz vor der Befreiung, an galoppierender TBC gestorben. Marinka war sehr stark betroffen, sie liebte ihren Mann und hatte Gewissensbisse, dass sie es ihm nie hat richtig zeigen können. Jetzt war es zu spät. Sie verfiel einer überzogenen Religiosität, betete, sang Kirchenlieder, war Mitglied einer Sekte von Juden, die an Christus glaubten. Ármin hat man zuletzt in Bergen-Belsen gesehen, wahrscheinlich ist er dort umgekommen. Irgendwann hörten wir von Lajos Grosz, er sei von der Zwangsarbeit nach Komádi zurückgekehrt, Ferkó hat ihn dort gesehen.

Sonst nichts. Nichts von Großvater und Großmutter, von Erzsi, von Irén und Andris, von Anna und Imike, von Margit und Sanyi, von Béla, von Annus, Laci, Kati, Ellus, von der Familie Zavislag. Ausgelöscht, fertig.

Als Ferkó nach Komádi fuhr, um nach seinem Elternhaus zu sehen, ist ihm Miki Bauer, der Dorftrottel, über den Weg gelaufen. Miki war in Auschwitz und hat überlebt. Ferkó, der ihn und seine ganze Familie gut kannte, freute sich auf das Wiedersehen und fragte ihn, wie er sich fühle und wie es ihm ergangen sei.

„Na ja“ - sagte Miki – „es war nicht einmal so schlimm, aber auf der Heimfahrt im Zug, ist mir bei Vésztő (das Nachbardorf von Komádi) der Gürtel gerissen und ich musste die Hose mit beiden Händen festhalten, damit sie nicht runterfällt. Das war höchst unangenehm.“

Auf die Perspektive kommt es an. Auf die Perspektive eines Irren oder auf die, des ins Unermessliche gesteigerten jüdischen Galgenhumors?

Scheinbar mochten sie uns nicht und das keineswegs nur wegen unseres Humors, den sie nie verstanden. Sie sagten wir wären böse, wir hätten Gott getötet, man muss die Welt von uns säubern; sie konnten unser Ständiges „sowohl als auch“ nicht mehr hören. Die Zeit wurde reif, um endlich eine saubere Trennung zwischen den verschiedenen Ethnien zu ziehen. Dabei standen wir im Wege und stehen noch immer.

"Lieber a jiddisches Herz mit a gojischem Kopf, als a gojisches Herz mit a jiddischem Kopf." Ein wahrer Spruch. Und wie die wahren Sprüche so oft, hielt er nicht, was er versprach. Ich hab seitdem viele jiddische Herzen gesehen, hart wie Stein und jiddische Köpfe, verbohrt und dumpf wie der Straßenkot.

Aus der Familie meiner Mutter kehrte Großvaters jüngerer Bruder – Csuri bácsi – mit Frau und Tochter zurück. Sie hatten Glück, sie sind nach Theresienstadt geraten, das Vorzeigelager der Deutschen. Das war auch kein Sanatorium, aber kein Vernichtungslager, besaß keine Gaskammer, die Überlebenschance war größer. Sie wurden befreit, bevor man sie nach Auschwitz hätte weitertreiben können. Sie wohnten in Szarvas, ihre Tochter, Mutters Cousine Marta, kam erst nach der Befreiung nach Großwardein.

Von den über dreißigtausend Juden, aus Großwardein und Umgebung, kehrten etwa dreitausend zurück. Die meisten davon waren Männer, die durch die Zwangsarbeit der Gaskammer entkamen.

Das Leben in Großwardein nahm eigentümliche Züge an. Tagsüber war alles mehr oder weniger normal, die Leute die Arbeit hatten gingen ihrer Arbeit nach, die anderen warteten auf bessere Tage, oder einfach auf Wunder. In der Nacht aber, wenn die Gespenster kamen, konnte niemand die Augen schließen, keiner konnte schlafen. Die Nacht wurde zum Tage, man feierte die Nächte durch, die Cafés, die Restaurants, die Klubs waren voll, die Kapellen spielten, man tanzte, man trank. Männer ohne Frauen, Mütter, die ihre Kinder verloren hatten, Kinder, die keine Eltern mehr hatten. Keiner wollte mit seinen Toden alleine bleiben. Diese Stadt zeigte eine scheinbar neugeborene Vitalität, aber im Grunde genommen war sie tot. Sie war tot, wollte es bloß nicht wahrhaben. Sie war wie die Reptilien, die nach ihrem Tod noch lange Zeit so intensiv zucken, dass man meinen könnte, sie wären zum neuen Leben erwacht.

Es war nichts mehr so wie früher, es war nichts mehr normal. Die Altersunterschiede haben sich auch verschoben, ich, mit meinen fünfzehn Jahren nahm an diesem Karussell der Selbstbetörung an der Seite der Erwachsenen teil. Gleichzeitig blieben Pisti und Péter, die nur ein Jahr jünger waren als ich, kleine Kinder. Sie waren beide rundlich als Ergebnis der Fütterung, und klein, weil sie seit einem Jahr aufgehört haben zu wachsen. Sie waren auch spielerisch, als ob sie das nachholen wollten, was sie in dieser Zeit versäumt haben und Angst hätten vom Erwachsenwerden.

In einer Nacht, als ich mit Marta aus irgendeinem Klub oder Café herauskam, trafen wir mitten auf der Hauptstraße auf eine Menschenversammlung, die sich über irgendetwas oder irgendwen zu amüsieren schien. Ein junges Mädchen, scheinbar geistesgestört, saß auf dem Pflaster und redete wirres Zeug. Aus ihrem Gerede war nur so viel zu verstehen, dass es um ihre Eltern, deren Tod, um Auschwitz ging. Wir trieben irgendwoher, mitten in der Nacht, eine Droschke auf und fuhren mit ihr ins Jüdische Krankenhaus. Der Chefarzt der Abteilung für innere Medizin war ein sehr guter Bekannter von uns, später wurde er eine Art Onkel von mir, nachdem er Mutters Cousine Marta, heiratete. Er untersuchte sie und wusste sofort, womit er zu tun hatte, die Symptome waren ihm inzwischen wohl bekannt, und versicherte uns, dass man sie in die Psychiatrie aufnehmen und bestens behandeln würde. Wir sollten nur ein halbes Stündchen mit ihr warten, bis die Aufnahme vorbereitet werden konnte. Wir fanden keinen besseren Platz, so warteten wir im Heizungskeller des Krankenhauses, das Mädchen saß auf einer Bank und knabberte an einem Stück Brot, das sie, um ihren Hunger zu stillen, von einer Schwester bekam. Im Kessel loderte ein starkes Feuer, die Tür war offen, das Mädchen saß davor und starrte hinein. Sie riss immer ein kleines Stück von ihrem Brot ab und warf es in das Feuer: „Dort brennt Apuka (Vati), dort brennt Anyuka (Mutti), dort brennt Jancsika“.

Die Menschen, die gesund waren, oder meinten sie wären es, wollten das wiedererhaltene Leben genießen. Das Schwimmbad war voll, die Leute nahmen an Ausflügen teil, der örtliche Tourismus blühte auf. Wir unternahmten einen großen Ausflug rund um Siebenbürgen auf der offenen Ladefläche eines Lkws sowjetischer Bauart. Es war eine Gruppe von etwa zwanzig Personen, Freunde und Bekannte. Mit wenigen Ausnahmen hatten sie einen anderen, unlängst beendeten Ausflug hinter sich – nach Auschwitz.

Manchmal stiegen wir einfach, ohne jede Vorbereitung, in den erstbesten Zug, und fuhren in die Berge, um schöne Landschaften zu erleben und im Körös zu baden. Manchmal kamen wir am selben Tag zurück, manchmal übernachteten in einem Bauernhaus. Wir waren frei, frei wie die Vögel der Lüfte. Für mich war das eine neue Erfahrung, in meinem elterlichen Haus bin ich anders erzogen worden. Da stellten wir uns selbst gebauten Hürden auf, es herrschte eine, auf gegenseitigem Konsens aufgebaute Abhängigkeit. Keiner tat etwas, ohne das Einverständnis des anderen einzuholen, ohne gegenseitige Absprache. Wenn ich unangemeldet länger ausgeblieben bin als abgesprochen, war mein Vater dem Herzinfarkt schon ziemlich nahe. Das Ganze funktionierte unter dem Oberbegriff Korrektheit. Dieses Gefühl schleppe ich noch immer in mir mit, ich kann es nicht loswerden, es klebt an mir wie Pech. Nicht viel anders erging es meinen Cousins. Es war die Zeit unserer Befreiung von den Konventionen, die Zeit unserer Emanzipation. Mein Gott, wäre es billiger nicht möglich gewesen?